

Discere et militare

Studien zu Antike, Militär und Universität.
Festschrift für Burkhard Meißner
zum 60. Geburtstag

Herausgegeben von Andreas Gerstcker,
Stefanie Holder und Michael Zerjadtke

2023

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

WEISE FÜR IMMER?
VOM LERNEN AUS DER GESCHICHTE UND SEINEN
FALLSTRICKEN*

Bernd Wegner

„When will we ever learn?“
— Pete Seeger, „Where have all the flowers gone?“ (1955),
Refrain —

„Man lernt aus der Geschichte nicht, was man tun soll,
aber man kann aus ihr lernen, was man bedenken muss.“
— Richard von Weizsäcker¹ —

Die Forderung, – doch endlich! – aus der Geschichte zu lernen, ist so inflationär wie die Behauptung, dass man leider nichts aus ihr lerne, womöglich gar nichts aus ihr lernen könne. Seltener, aber gerade in der bundesdeutschen Gegenwart immer wieder anzutreffen ist auch die Beteuerung, dass man schließlich doch aus der Geschichte gelernt habe, – eine Behauptung, die sich so gut wie immer auf das Erbe des Nationalsozialismus bezieht und sich leider leicht dem Verdacht der Selbstzufriedenheit aussetzt.² Dass die Historie tatsächlich irgendwelche Lehren bereithalte, scheint aber in der Tat die Auffassung der allermeisten Deutschen zu sein: Im Jahr 2017 erachteten laut einer repräsentativen Umfrage nicht weniger als 95 Prozent von ihnen den schulischen Geschichtsunterricht als wichtig, und 92 Prozent sogar in der ausdrücklichen Erwartung, aus ihm „Lehren für die Gegenwart“ ziehen zu können.³

* Für kritische Lektüre und Kommentierung einer früheren Fassung danke ich Jean-Paul Cahn (Paris), Michael Jonas (Hamburg), Holger Bartel (Dassendorf), Rüdiger Lorenz (Gießen) und Peter Scherhans (Offenburg).

¹ Weizsäcker 1985.

² Ohne sich diesem Verdacht auszusetzen, wies etwa Heinrich August Winkler in einem Vortrag darauf hin, die Deutschen hätten „aber doch einigen Grund zu der Feststellung, dass sie in der zweiten Nachweltkriegszeit, anders als in der ersten, gelernt haben, selbstkritisch mit ihrer Geschichte umzugehen.“ Vgl. Winkler 2017.

³ Koerber-Stiftung 2017. Gleiches suggeriert auch der Untertitel des ansonsten klugen Buches von Aleida Assmann.

Wie immer auch die Frage nach dem Lernen aus der Geschichte gestellt, wie immer sie beantwortet worden ist, – kaum ein Historiker, der auf sich hält, ist ihr ausgewichen. Auch ungezählte Philosophen, Dichter und Essayisten, Bildungstheoretiker und Politiker haben sich mit ihr beschäftigt. Die jeweiligen Gründe und Motive waren und sind dabei vielfältig. Geht es den Einen darum, die Unverzichtbarkeit von ‚Geschichte‘ als Schul- oder Studienfach zu begründen, üben sich Andere in volkspädagogischen Ermahnungen, während wiederum Andere unter Bezug auf angebliche Lehren der Geschichte ihre politischen Meinungen zu veredeln suchen. 1996 stand gar der ganze 41. Deutsche Historikertag unter dem Leitgedanken „Geschichte als Argument“.

Angesichts der gar nicht überschaubaren Fülle von Stimmen zum Thema können nachstehende Überlegungen naturgemäß keine Originalität beanspruchen, vielleicht aber für ein wenig Klarheit sorgen. Uns soll deshalb zunächst die Frage beschäftigen, was wir eigentlich meinen, wenn vom Lernen aus der Geschichte die Rede ist, bevor wir einige Fallstricke präsentieren, über die nur allzu leicht stolpert, wer aus der Geschichte lernen zu können glaubt. Schließlich wird in einem dritten Schritt zu skizzieren sein, warum und unter welchen Bedingungen die Beschäftigung mit der Geschichte vielleicht doch hilfreich sein mag, wenn es um Probleme der Gegenwart geht.

I.

Dass die Frage, ob und ggf. was aus der Geschichte zu lernen sei, so viele und so unterschiedliche Antworten gefunden hat, ist kein Zufall. Viel nämlich hängt davon ab, *wie* die Frage gestellt und *wie* sie verstanden wird. So liegt auf der Hand, dass die resignierende Behauptung, die Menschheit lerne nichts aus der Geschichte, etwas ganz Anderes meint als die viel weitergehende These, wonach man aus ihr gar nichts lernen *könnte*. Während erstere nämlich in der Regel mit einer zumindest impliziten Klage über die Uneinsichtigkeit der Menschen einhergeht, bietet letztere den so Gescholtenen insofern eine geradezu perfekte Rechtfertigung, als sie die Möglichkeit des Lernens als solche von vornherein negiert.

Von schillernder Mehrdeutigkeit sind indes nicht nur die Phrasierung der Frage und der Antwort auf sie, sondern auch der darin mitschwingende Geschichtsbegriff. ‚Geschichte‘ meint ja nicht notwendigerweise die Gesamtheit menschlicher Vergangenheit, sondern je nach Sprechkontext oftmals etwas sehr Unterschiedliches und leider bisweilen auch etwas sehr Undeutliches. Nehmen wir als Beispiel den berühmt gewordenen Satz: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Das einem Gedicht Friedrich Schillers entstammende Wort ist oft kolportiert und immer wieder unterschiedlich gedeutet⁴, wobei Hegels Lob, es handele sich hier um „das tiefste, was man sagen kann“, wohl kaum zu seiner Verdeutlichung beigetragen haben dürfte.⁵ Sicher aber wird man sagen können, dass hier etwas höchst Metaphysisches – Gott, die Vorsehung, der Weltgeist – in den Be-

4 Van der Pot 1999, 20.

5 Hegel 1981, 196.

griff der Geschichte eingewoben wird. Noch deutlicher zeigt dies ein anderes, gleichfalls oft zitiertes Beispiel:

„Aber die Geschichte wird schon zu ihrer Zeit aufstehen und reden; und wenn sie geredet hat, so kommt alles vorhergegangene Geschwätz nicht mehr in Betracht.“⁶

Auch in diesem auf Klopstock zurückgehenden Diktum hat ‚die Geschichte‘ weniger mit der Vergangenheit zu tun als mit der Zukunft. Sie wird in prophetischer Manier als eine gleichsam göttliche Macht beschworen, die dermaleinst eine endgültige Wahrheit verkünden werde. Bezeichnenderweise wird Klopstocks Satz, wie ein Blick ins Internet lehrt, heute auffallend oft von Geschichtsrevisionisten zitiert, welche die Forschungsergebnisse gegenwärtiger Historiographie nicht zu akzeptieren gewillt sind und daher ihre Hoffnung auf ‚die Geschichte‘ – immer im Singular und immer mit dem bestimmten Artikel! – als eine Art *deus ex machina* setzen.

Das Spekulative und Wabernde, das dem Geschichtsbegriff im deutschen Wortgebrauch oftmals eigen war, ist auch heute noch zu spüren, wenn vorzugsweise in Sonntagsreden ‚die Geschichte‘ und die aus ihr zu ziehenden Lehren beschworen werden. Dabei bleibt meist sehr im Ungefähren, woraus wir da eigentlich lernen sollen. Vor Jahren stieß ich in einem Jahreskalender auf einen dem Verleger Axel Cäsar Springer zugeschriebenen Satz:

„Wer die Geschichte nicht kennt, in die er hineingeboren ist, kann auch die Forderungen nicht erfüllen, die die Geschichte an ihn stellt. Eine geschichtslose Generation ist eine gesichtslose Generation, ja eine Generation ohne Zukunft.“

Auch in dieser als höhere Weisheit daherkommenden Bemerkung erscheint ‚die Geschichte‘ als irgendein übermenschliches Wesen, dessen Geist wir gefälligst zu erspüren suchen sollten, da es – ähnlich dem ‚jüngsten Gericht‘ – dereinst über Recht oder Unrecht unseres Handelns urteilen wird. Das ist natürlich Unsinn, denn in einer nicht deterministischen Welt gibt es eine solche Macht nicht. Was es gibt, sind lediglich Nachgeborene, die unser Handeln gegebenenfalls billigen oder missbilligen könnten (wobei immer noch offen bleibt, ob sie dann damit recht haben). Solchermaßen heruntergebrochen bedeutet Springers hochtrabender Satz also nicht mehr, als dass wir uns so verhalten mögen, dass unser Handeln vor den Augen der Nachgeborenen bestehen kann, und dass der Blick in die Geschichte helfe, diesem Anspruch zu genügen. Ob dies ein weiser Rat ist, erscheint allerdings zweifelhaft. Er mag funktionieren in einer Welt, die sich einigermaßen kontinuierlich aus der Vergangenheit in die Zukunft bewegt. In einer von fundamentalen Brüchen geprägten Entwicklung aber verliert er seinen Sinn. Man stelle sich nur einmal vor, Springers Aussage sei von einem HJ-Führer der 1930er oder einem FDJ-Funktionär der 1980er Jahre geäußert worden! Würde man ihm dann Weisheit zubilligen?

6 Klopstock 1839, 9.

Je nach Kontext unterschiedlich zu verstehen ist in unserer Ausgangsfrage nicht nur der Geschichtsbegriff, sondern auch, was hier mit „lernen“ gemeint ist. Man könnte dabei an die „lessons learnt“ denken, von denen vor allem Projekt- und Wissensmanager gerne reden. Die Praxis vieler Unternehmen und *think tanks*, Erfahrungswissen in einer Weise zu archivieren, die es erlaubt, Fehler der Vergangenheit zu vermeiden, ist im Prinzip sicherlich vernünftig. Mehr noch: Wille und Fähigkeit, aus Fehlern zu lernen, sind konstitutiv für jeglichen Fortschritt in den empirischen Wissenschaften. Und nicht zuletzt ist ja auch das Leben jedes einzelnen Menschen, wenn es gelingen soll, auf Erfahrung angewiesen. Warum also sollte das eigene Bestreben, aus Schaden klug zu werden, nicht auch in Kollektiven Früchte tragen? An seine Grenzen stößt dieses Prinzip freilich immer dann, wenn die Rahmenbedingungen vergangener und zukünftiger Projekte allzu stark divergieren. Solange sich historischer Wandel vergleichsweise langsam vollzog, menschliche Vorhaben überdies von überschaubarer Komplexität waren – also im weitaus längsten Teil der menschlichen Vergangenheit – bot die Geschichte oftmals Anschauungsmaterial von hinreichender Ähnlichkeit, um daraus wichtige Lehren für die Zukunft zu ziehen. Alte Menschen galten daher aufgrund des ihnen zugebilligten größeren Erfahrungsschatzes grundsätzlich als weise. Ciceros berühmter Satz von der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens (*historia magistra vitae*) verlor erst dann und in dem Maße seine Gültigkeit, als seit dem späten 18. Jahrhundert der historische Wandel auf fast allen Gebieten – in technologischer und industrieller Hinsicht ebenso wie bezüglich der politischen und ideologischen, der sozialen und kulturellen Verhältnisse – eine Dynamik gewann, die viele aus der Vergangenheit überkommene Erfahrungsregeln, Kenntnisse und Fähigkeiten in immer kürzeren Zeitabständen veralten ließ. Seitdem ist, mit Reinhart Koselleck gesprochen, für den, der aus der Geschichte lernen will, „die schlichte Übertragung vergangener Ereignisfolgen auf die Gegenwart nicht mehr möglich.“⁷ Der Beliebtheit angeblich lehrreicher historischer Analogien hat das allerdings keinen Abbruch getan. Als zum Beispiel das britische *Foreign Office* im Herbst 1918 einen jungen Geschichtspräsidenten beauftragte, zur Vorbereitung der in Versailles anstehenden Friedenskonferenz eine kurze Geschichte des Wiener Kongresses zu verfassen⁸, erwiesen sich die im Auftragswerk verarbeiteten Erfahrungen von 1814/15 als wenig hilfreich. Allzu unterschiedlich waren die Rahmenbedingungen beider Ereignisse. Das Buch sei, wie Henry Kissinger später befand, „eine Illustration, dass die Lehren der Geschichte nicht so einfach zu ziehen sind wie mathematische Beispiele, und dass der Erfolg nicht notwendigerweise das genaue Gegenteil eines Fehlschlages sein muss.“⁹

Der verbreitete Irrtum, über die Ähnlichkeit zweier Ereignisse die Unähnlichkeit der Strukturen zu vergessen, in die sie eingebettet sind, spiegelt sich exemplarisch auch im beliebten Vergleich von Napoleons Russlandfeldzug mit dem ‚Barbarossa‘-Unternehmen

7 Koselleck 2014, 170. Vgl. auch Kosellecks gedankenreiche Überlegungen in: Koselleck 1979, 38–66.

8 Vgl. Webster 1919.

9 Kissinger 1986, 662.

Hitlers.¹⁰ Letzteres habe scheitern müssen, so ist oft zu hören, weil der deutsche Diktator aus den Fehlern des französischen Herrschers einfach nicht gelernt und daher genau wie dieser die Weite des russischen Raumes sowie die Kälte seiner Winter unterschätzt habe. So naheliegend die Analogie auf den ersten Blick, d.h. in ereignisgeschichtlicher Hinsicht auch erscheinen mag, so wenig taugt Napoleons Russlandfahrt bei näherem Hinschauen als Lehrbeispiel für Strategen des 20. Jahrhunderts. Zu fundamental ist – von allen politischen, strategischen und ideologischen Besonderheiten ganz abgesehen – allein schon der Unterschied zwischen der Eroberung eines Landes zu Fuß und zu Pferde einerseits und mit Hilfe von Eisenbahnen und Kraftwagen, Panzern und Flugzeugen andererseits. Der Fehlschlag beider hier genannten Eroberungszüge hatte denn auch jeweils eigene Ursachen, die sich zwar in dieser oder jener Hinsicht ähnlich sehen mochten, aber zu spezifisch waren, um als Grundlage für epochenübergreifende Generalisierungen zu dienen. Darum half es Hitler und seiner Generalität auch wenig, dass ihnen – entgegen volkstümlicher Vermutung – Napoleons Desaster unablässig vor Augen stand.

Ungeachtet aller hier angedeuteten Fallstricke bedienen sich indessen seit jeher gerade auch professionelle Militärs (und bisweilen auch Militärhistoriker) einer systematischen Erfahrungsanalyse, um aus verlorenen Schlachten zu lernen, wie man die kommenden gewinnt, oder ganz allgemein aus Fehlern vergangener Einsätze zu lernen, wie man in Zukunft erfolgreicher agieren könnte. Das Scheitern des jahrzehntelangen westlichen Militäreinsatzes in Afghanistan, das wir 2021 erleben mussten, wird dazu erneut Anlass geben. Und doch wird man auch in Zukunft mit der Erfahrung von Scheitern leben müssen. Aus der Geschichte von Kriegen lässt sich nämlich nur in einem sehr überschaubaren Rahmen lernen. Auf's Ganze gesehen sind sie in der Regel viel zu komplex, als das sich eindeutige Lehren nichttrivialer Art aus ihnen ziehen ließen. Die Ergebnisse applikatorischer Kriegsgeschichte¹¹ waren daher stets bestenfalls ambivalent und dürften es seit dem 20. Jahrhundert mehr denn je sein.¹² So etwa hat das intensive, auch intellektuell durchaus anspruchsvolle Studium der Kriegsgeschichte, angefangen von der als Lehrbeispiel besonders beliebten Schlacht von Cannae (216 v. Chr.) über die friderizianischen Kriege bis hin zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71 die deutschen Generalstäbler vor dem Scheitern ihres Schlieffen-Plans 1914 nicht bewahren können. Auch wurde der französischen Armeeführung nach ihrer verheerenden Niederlage von 1940 immer wieder vorgeworfen, dass sie – ganz im Gegensatz zur deutschen – aus den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs nichts gelernt und darum die Schlacht um Frankreich verloren habe. Welch ein Irrtum! Französische Militärs hatten den Großen Krieg von 1914/18 nicht weniger intensiv studiert als ihre Gegenspieler östlich des Rheins und hatten daraus ih-

10 In einer für seine Generation charakteristischen Manier beschwor z.B. der Publizist Paul Sethe 1964 „die erschreckende Ähnlichkeit der großen Unternehmungen“ Napoleons und Hitlers; vgl. Sethe 1964.

11 Zur applikatorischen Methode in der Militärgeschichte vgl. Nowosadtko 2002, 20ff.

12 Ein gutes Beispiel für den missglückten Versuch, die Geschichte von Schlachten für gegenwärtige Militärpolitik fruchtbar zu machen, bietet Macgregor 2016. – Vgl. auch die grundsätzlichen Überlegungen zum Thema von Sven Lange (Lange 2020, 25–53).

reits klare Folgerungen gezogen: Auch ein neuerlicher Krieg gegen Deutschland, so glaubte man, werde lang sein und die gesamten Ressourcen des Empire beanspruchen. Für Frankreich als die demographisch und industriell schwächere Macht bedeuete dies, dass man einen Kampf auf eigenem Territorium in Zukunft unbedingt vermeiden und sich daher hinter einer kräftesparenden Verteidigungslinie verschanzen müsse. Erst wenn der Gegner sich in kräftezehrenden Angriffsversuchen verblutet habe, sei der Zeitpunkt gekommen, unter Hinzuziehung von Verbündeten selbst zur entscheidungssuchenden Gegenoffensive überzugehen. Vom strategischen Grundgedanken her war dieses Kalkül, wie sich zeigen sollte, durchaus realistisch, nicht aber unter militärisch-operativen Gesichtspunkten. Hier unterschätzte man gröblich die seit dem Ersten Weltkrieg erheblich verbesserten Möglichkeiten eines modernen Bewegungskrieges. Kurzum: Man hatte sehr wohl aus dem Weltkrieg gelernt, nur leider die falschen Lehren gezogen.¹³

„Lernen“ mag freilich auch etwas grundsätzlich Anderes bedeuten als vorstehend von uns angedeutet. Wer beklagt, dass Menschen aus der Geschichte nichts lernten, meint oftmals gar keine Rezepte oder Handlungsanweisungen im Stile von „lessons learnt“, sondern ein Lernen im Sinne des berühmten Diktums von Jacob Burckhardt:

„Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“¹⁴

Ein solches Verständnis dürfte, altmodisch wie es klingen mag, dem Selbstverständnis vieler Historiker auch unserer Tage entgegenkommen, halten sie doch die Bildung der Persönlichkeit und die Schulung der Urteilskraft für einen besonderen Vorzug ihrer Profession. Das ist so eingängig, dass man dem kaum zu widersprechen wagt, und doch muss die Frage erlaubt sein, inwieweit die in Burckhardts Diktum enthaltene Hoffnung überhaupt berechtigt ist.

II.

Im hier von uns diskutierten Zusammenhang ist zunächst einmal vor überzogenen Erwartungen an den Lerneffekt von Geschichte zu warnen. Vor allem in Zeiten vermeintlicher oder tatsächlicher Krisen wird „Geschichtsbewusstsein“ gerne als Heilmittel empfohlen. Wann immer es in Deutschland in den letzten Jahrzehnten zu rassistisch oder antisemitisch motivierten Beleidigungen oder gewalttätigen Übergriffen kam, wurde zum Beispiel schnell die Klage laut, dass Jugendliche zu wenig über den Nationalsozialismus wüssten und es an der Zeit sei, den diesbezüglichen Geschichtsunterricht zu intensivieren. Übersehen wird dabei, dass das Anzünden von Häusern, das Beleidigen, Verprügeln oder gar Erschlagen von Menschen keinem Mangel an historischen Kenntnissen und keinem fehlenden Geschichtsbewusstsein zuzuschreiben ist, sondern fehlendem

¹³ Diesbezüglich noch immer von beispielhafter Klarheit: Young 1978.

¹⁴ Burckhardt 1935, 10.

menschlichen Anstand. Die Beschäftigung mit der Geschichte vermag dem aber nur sehr bedingt abzuhelpfen.

Auch verhilft sie nicht notwendigerweise zu ‚Weisheit‘. Weitaus häufiger, zumindest aber weitaus augenfälliger sind die Fälle, in denen Kenntnis der Geschichte als Waffe im politischen oder ideologischen Kampf erhalten muss. Kaum eine Auseinandersetzung zwischen Herrschern, Völkern und Nationen, in der nicht der Bezug auf historische Ereignisse zur Legitimation der eigenen Ansprüche ins Feld geführt wurde und wird. Von der Antike bis zum heutigen Tage hat sich daran offenbar wenig geändert. Manches spricht sogar dafür, dass heutzutage, im Zeitalter der neuen Nationalismen, wieder eine wachsende Zahl von Staaten „Geschichtskriege“ führt. Diese seien, so ein Beobachter, „Teil einer hybriden Kriegführung, die weniger auf materielle Zerstörung als auf Verwirrung, Demoralisierung und innere Zerrüttung des Gegners setzt.“¹⁵

Vor diesem Hintergrund überrascht nicht, dass gerade die großen Bösewichter der Geschichte historisch oftmals ziemlich belesen waren. Nehmen wir nur Hitler als Beispiel: Seine berühmt-berüchtigten Monologe, auch und gerade im kleinen Kreis, wimmelten nur so von historischen Aperçus.¹⁶ Die Annahme, er habe nicht aus der Geschichte gelernt, greift denn auch zu kurz. Das Gegenteil war der Fall. Er betrachtete die Geschichte als „Lehrmeisterin für die Zukunft“¹⁷, suchte in ihr unablässig nach passenden Deutungsmustern und war immer wieder bemüht, seine eigene Politik mit den großen Linien der Geschichte, wie er sie verstand, in Übereinstimmung zu bringen. Selbst von entfernten Epochen wie insbesondere der griechisch-römischen Antike¹⁸ hatte er eine klare, wenngleich höchst selektive Vorstellung. Diese lehrte ihn, dass die Geschichte vom Kampf der Rassen gegeneinander geprägt und der ‚Arier‘ zur Herrschaft berufen sei, dass vor allem Juden die Welt vergiftet hätten, dass es dem deutschen Volk an ‚Lebensraum‘ zu seiner Entfaltung mangle, dass stets der Stärkere sich durchsetze und dann auch noch das Recht auf seiner Seite habe, usw. usw. Warum aber empfinden wir ein gewisses Unbehagen, einem Mann wie Hitler zuzubilligen, aus der Geschichte gelernt zu haben? Die Antwort liegt auf der Hand: Er hat nach allgemeiner Auffassung fundamental falsche Lehren aus der Geschichte gezogen. Der gemeinhin als Kompliment verstandene Satz, dass jemand aus der Geschichte gelernt habe, impliziert nämlich eine Anerkennung dafür, dass der Betreffende die unserer Meinung nach *richtigen* Lektionen der Geschichte begriffen habe.

Die ‚richtigen‘ von den ‚falschen‘ Lektionen der Geschichte zu scheiden fällt leicht, wo wir es als Alternative mit dem offenkundig Bösen zu tun haben. (In diesem Fall bedürfte es nicht einmal des historischen Beispiels, um zu wissen, was richtigerweise zu tun ist.) Schwieriger liegen die Dinge, wenn die moralische Qualität der Alternativen ambivalent ist. Ein treffliches Beispiel dafür boten die Auseinandersetzungen innerhalb der Partei ‚Die Grünen‘ um die Legitimität einer deutschen Beteiligung am Kosovo-Krieg 1999. Sie erreichten ihren Höhepunkt auf einem Sonderparteitag im Mai jenes Jahres, auf dem

15 So Thumann 2020a; vgl. auch Thumann 2020b.

16 Vgl. Jochmann 1980.

17 Hitler, 1933, 468. Vgl. auch Chapoutot 2014, 112ff.

18 Vgl. dazu neben Chapoutot (ebd.) auch Demandt 2005, 248–274.

der damalige Außenminister Joschka Fischer – gleich zu Beginn von Gegnern mit einem Farbbeutel beworfen – den ersten deutschen Kriegseinsatz nach dem Zweiten Weltkrieg vehement verteidigte und sich angesichts der ‚ethnischen Säuberungen‘ durch die serbische Führung unter Milošević nachdrücklich für die militärische Intervention seitens der NATO aussprach. Während die Mehrheit der Delegierten nach hitziger Debatte die von Fischer vertretene Linie billigte, versuchte eine starke Minderheit radikaler Kriegsgegner bis zum Schluss die Politik der Bundesregierung zu torpedieren. Interessant in unserem Zusammenhang ist, dass sich beide Seiten auf Lehren der Geschichte – und zwar derselben Geschichte! – bezogen. Während sich das pazifistische Lager auf die friedenspolitische Position des „Nie wieder Krieg!“ als zentrale Botschaft der deutschen Geschichte berief, setzte Fischers ‚Realo‘-Fraktion dem ein „Nie wieder Auschwitz!“ entgegen, charakterisierte dementsprechend Milošević als „nackten Faschisten“ (Ludger Volmer) und rückte die serbischen Massendeportationen und Massaker in eine fragwürdige Nähe zur Shoah.¹⁹

Beispiele wie das hier genannte legen die Vermutung nahe, dass ein verbindliches Kriterium zur Unterscheidung von richtigen und falschen Lektionen der Geschichte gar nicht existiert. Vielmehr ist es eine Wahl, die wir selbst gemäß unseren eigenen ethischen oder ideologischen Präferenzen treffen. Diesem Verständnis folgend meinen wir auch mit der Feststellung, dass die Menschheit nicht aus der Geschichte lerne, genau genommen nur, dass sie leider nicht erkenne, was *unseres Erachtens* die richtigen, die ‚wirklichen‘ Lehren der Geschichte sind.²⁰ Wir suggerieren damit, dass wir in einer konkreten historischen Situation besser als die Zeitgenossen wüssten (bzw. gewusst hätten), welche Schlussfolgerungen aus der jeweiligen historischen Erfahrung zu ziehen (gewesen) wären. Damit aber bekommt die Feststellung, Menschen lernten nichts aus der Geschichte, einen gänzlich anderen Charakter. Was als scheinbar intersubjektiv gültige Aussage daherkommt, entpuppt sich bei näherem Hinschauen als eine subjektiv beliebige Meinungsäußerung, die man mit ein wenig Boshaftigkeit auf die Klage reduzieren könnte: Schade, dass die Menschheit nicht so weise ist wie ich!²¹

Von dieser Haltung ist es nur ein Schritt zu einer allzu oft elenden Besserwisserei der Nachgeborenen, die sich als Lernen aus der Geschichte ausgibt, ohne es wirklich zu sein. Ein Beispiel, das sich besonders gut eignet, solch manipulative Inanspruchnahme der Geschichte näher zu betrachten, ist der ‚Appeasement‘-Vorwurf, der in zahllosen internationalen Krisen geradezu reflexhaft erhoben wird. Ausgesprochen oder unausgesprochen Bezug genommen wird damit stets auf die Politik der britischen Regierung unter Neville Chamberlain gegenüber NS-Deutschland, die den Frieden um den Preis auch von substantiellen Zugeständnissen (Stichwort: „München 1938“) anstrebte, stattdessen aber den

19 Vgl. DER TAGESSPIEGEL 14.5.1999.

20 Dies dürfte wohl auch Hegel mit seiner Feststellung gemeint haben: „Die Geschichte und die Erfahrung lehren, dass Völker überhaupt nicht aus der Geschichte gelernt haben.“ Siehe Hegel 1996, 10.

21 Bisweilen freilich mag eine entsprechende Äußerung auch einfach Ausdruck des Leidens an gesellschaftlichen oder politischen Verhältnissen sein, so etwa bei Kurt Tucholsky, wenn er 1926 verzweifelt feststellte: „Denn noch niemals haben Menschen aus der Geschichte gelernt, und sie werden es auch in Zukunft nicht tun.“ (Tucholsky 1926, 3).

Krieg erntete. Seitdem haben führende Politiker immer wieder mit warnendem Fingerzeig auf sie als abschreckendes Beispiel verwiesen. Das gilt für die Nachfolger Chamberlains wie Premierminister Anthony Eden im Rahmen der Suez-Krise 1956 ebenso wie für Margret Thatcher aus Anlass des Falklandkonflikts 1982 und für Tony Blair bei seiner Rechtfertigung der britischen Beteiligung am Irakkrieg 2003. Besonderer Beliebtheit erfreute sich die vermeintliche ‚Appeasement‘-Lehre der Geschichte bei amerikanischen Präsidenten. Harry S. Truman zum Beispiel war stolz darauf, schon lange vor Antritt seiner Präsidentschaft erkannt zu haben, dass fast alle Regierungs- und Staatsangelegenheiten Parallelen in der Vergangenheit hätten. Der Führer eines jeden Landes müsse daher, so Truman, die Geschichte nicht nur seines eigenen, sondern auch aller anderen großen Länder kennen und bemüht sein, diese Kenntnis bei den zu treffenden Entscheidungen zur Anwendung zu bringen. Trumans Begründung für den amerikanischen Eintritt in den Koreakrieg 1950 fiel denn auch – kaum überraschend – so aus: „Communism was acting in Korea just as Hitler, Mussolini, and the Japanese had acted ten, fifteen, twenty years earlier.“ Die Nordkoreaner gewähren zu lassen „would mean a third world war, just as similar incidents had brought on the second world war.“²²

Der Hinweis auf das Desaster der Chamberlainschen Appeasementpolitik findet sich auch bei Trumans Nachfolgern zuhauf, so bei Ronald Reagan zur Rechtfertigung seiner Luftschläge gegen Libyen 1986 und bei George W. Bush, der nach gleichem Muster nicht nur den amerikanischen Angriff auf den Irak 2003, sondern später auch seine kompromisslose Iranpolitik zu legitimieren suchte. Als Bushs Nachfolger Barack Obama dann die amerikanische Politik gegenüber Teheran änderte und sie nach jahrelangen Verhandlungen 2015 mit dem internationalen Atomabkommen krönte, stand er für viele Kritiker prompt selber als ‚Appeaser‘ dar. Demselben Vorwurf hatte sich vier Jahrzehnte zuvor übrigens auch schon John F. Kennedy ausgesetzt gesehen, als er – ein ausgewiesener Kenner des historischen Bezugsrahmens²³ – im Zusammenhang der Kubakrise 1962 entschlossen zwar, aber zugleich besonnen zu agieren versucht hatte. In allen diesen Fällen war die mit dem Vorwurf verbundene Botschaft dieselbe: Die britische Deutschlandpolitik der 1930er Jahre sei ein schrecklicher Fehler gewesen, begangen entweder aus Angst vor den Drohgebärden Hitlers oder aber in naiver Verkennung seines totalitären Herrschaftsanspruchs. Das dürfe sich nie wiederholen. Der Vorwurf, ein ‚Appeaser‘ zu sein, war somit gleichbedeutend mit der Beschuldigung, über den Umgang mit Diktatoren aus der Geschichte nichts gelernt zu haben.

Wie gut ein solcher Vorwurf noch immer als Waffe im politischen Meinungskampf taugt, zeigte sich beispielhaft auch während der Ukraine-Krise 2014/15. Nach der russischen Annexion der Krim sah sich die um eine diplomatische Lösung bemühte europäische, insbesondere aber die deutsche Russlandpolitik aus unterschiedlichen Richtungen, vorzugsweise von US-amerikanischer und osteuropäischer Seite, immer wieder als Neu-

22. Harry S. Truman, zit. nach Record 2002, 1f.

23. Kennedy hatte als Student am Harvard College seine Masterarbeit der Appeasementpolitik Chamberlains gewidmet und diese durchaus differenziert beurteilt; vgl. Kennedy 1940.

aufgabe eines gefährlichen Appeasement diskreditiert.²⁴ Vergeblich wehrten sich die so Angegriffenen gegen diese Etikettierung: „Viel zu oft“ werde, so der damalige Bundesaußenminister in einem Interview, „München 1938 als Geschichtsskeule benutzt.“²⁵ (In der Sache freilich waren die deutschen Bemühungen um Konfliktregulierung nichts anderes als eine Politik des Appeasement: nämlich der Versuch, die Eskalation einer kriegsträchtigen Spannungssituation in einen ‚heißen‘ Krieg auf diplomatischem Wege zu vermeiden.) Deutungsmacht über die Geschichte wird, wie die diversen Appeasementvorwürfe zeigen, mithin immer wieder als Mittel eingesetzt, um – zumindest mittelbar – politischen Einfluss auszuüben.²⁶

Die hier angeführten und zahllose andere Fälle sind Beispiele eines gefährlich eindimensionalen und daher zutiefst fragwürdigen ‚Lernens‘ aus der Geschichte. Charakteristisch für dessen Unzulänglichkeit sind vor allem vier Eigentümlichkeiten. Da ist zum einen die schon an früherer Stelle erwähnte Neigung, den historischen Vergleich auf oberflächliche Ähnlichkeiten von Ereignisfolgen zu beschränken und deren strukturelle Grundlagen, Voraussetzungen und Rahmenbedingungen zu vernachlässigen. Damit verbunden ist zweitens in der Regel eine Verkennung der besonderen Spezifik des historischen Vergleichsfall, in unserem Fall der britischen Diplomatie der 1930er Jahre. Mag diese historiographisch (v.a. bezüglich der Person und Politik Chamberlains) auch nach wie vor umstritten sein²⁷, so sprechen doch gewichtige Argumente dafür, dass es zum Appeasement als Grundprinzip britischer Außen- und Sicherheitspolitik seinerzeit kaum eine realistische Alternative gegeben haben dürfte.²⁸ Kriegsvermeidung durch Diplomatie war eben weder Naivität noch Feigheit, sondern die rationale Strategie einer geopolitisch überdehnten, militärisch überforderten und sozioökonomisch fragilen Weltmacht. Ein dritter typischer Fehler beim Verweis auf vermeintliche historische Lehrbeispiele besteht in der Versuchung, aus einem einzigen historischen Beispiel eine allgemeine Regel ableiten zu wollen. Notorische Appeasement-Warner nehmen in der Regel alle Fälle erfolgreicher diplomatischer Befriedungsstrategien (wie z.B. die zur ‚Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa‘ 1975 führende Entspannungspolitik) ebenso wenig zur Kenntnis wie die Beispiele gescheiterten Anti-Appeasements (wie etwa die amerikanische Japanpolitik 1941). Viertens schließlich ignoriert das eindimensionale Lernen aus der Geschichte den Unterschied zwischen zeitgenössischer und retrospektiver Beurteilung von Politik. Zwar liegt auf der Hand, dass Chamberlains Appeasementpolitik als Kriegsvermeidungsstrategie letztlich scheiterte, doch folgt daraus nicht notwendigerweise, dass sie von Anfang an, d.h. unter dem Erfahrungshorizont der 1930er Jahre, falsch war (ebenso

24 Anders als in den vorgenannten Fällen war das insofern kaum überraschend, als die Vorgänge jenes Jahres rein äußerlich betrachtet tatsächlich einige Parallelen zur europäischen Krise des Jahres 1938 (Annexion Österreichs und des sog. ‚Sudetenlandes‘) aufweisen. Vgl. Wegner 2023.

25 Steinmeier 2014.

26 So unter Bezug auf mannigfache deutsche Beispiele auch Heinrich August Winkler in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band: Winkler 2004, 7.

27 Vgl. zuletzt Bouverie 2019.

28 Vgl. in diesem Sinne sehr nachdrücklich Stedman 2011.

wie eine schlechte, z.B. gefährlich leichtfertige Politik nicht dadurch gerechtfertigt wird, dass ihr in einem konkreten Fall Erfolg beschieden ist).

Die Gefahr eindimensionalen Lernens wird – scheinbar paradoxerweise – durch eine intensive Beschäftigung mit der Geschichte unter Umständen noch verstärkt. Allzu leicht nämlich führen durch historische Interessen verfestigte Geschichtsbilder, wie Hitlers Beispiel nachdrücklich zeigt, zu dem, was Psychologen als „confirmation bias“ bezeichnen, d.h. zu einer Neigung des Gehirns, Informationen nur noch insoweit wahrzunehmen, als sie mit der eigenen Überzeugung übereinstimmen. Für das vermeintliche ‚Lernen‘ aus der Geschichte hat das gravierende Folgen. Es macht, wie bereits früher angedeutet, die menschliche Vergangenheit zu einem beliebig nutzbaren Steinbruch zur Untermauerung ohnehin bestehender oder politisch erwünschter Auffassungen. Wie absurd diese auch immer sein mögen, – stets noch findet sich ein historisches Beispiel, das sie zu bestätigen scheint. Und wenn nicht, so lässt sich ‚die Geschichte‘ soweit zurechtbiegen, bis es passt. Wie leicht sich aus dem Material der Historie politische Waffen schmieden lassen, die dann zu vermeintlichen Lehren aus der Geschichte missbraucht werden, zeigen exemplarisch die in der Politik geradezu inflationären Hitler-Vergleiche. Allein im Nahen Osten scheint es demnach von ‚zweiten Hitlers‘ nur so zu wimmeln: Angefangen von Mohammad Mossadegh, dem 1953 durch amerikanische und britische Nachrichtendienste gestürzten Premierminister des Iran, über den ägyptischen Präsidenten Nasser wenige Jahre später bis hin zum irakischen Diktator Saddam Hussein und dem Syrer Baschar al-Assad, – sie alle und manche mehr wurden von westlichen Politikern und Medien zu gegebener Zeit als Wiedergänger Hitlers etikettiert. Mit einem ernsthaften historischen Vergleich hatte all das überhaupt nichts zu tun. Worum es ging, war in all diesen Fällen allein, die infrage stehenden politischen Gegner als Personifizierung des absolut Bösen zu diskreditieren, um dadurch jegliche Form ihrer Bekämpfung – einschließlich völkerrechtswidriger Methoden – zu legitimieren.

In ihrer Gefährlichkeit weniger offenkundig sind die Fälle positiver Manipulation der Geschichte. Auch ihr Zweck ist im Allgemeinen die Rechtfertigung politischer Anliegen. Vor allem, aber nicht nur junge Staaten haben sich auf diese Weise, durch eine „Erfindung der Vergangenheit“²⁹ nationale Stammbäume zurechtgezimmert, die ihnen Legitimität und Seniorität verschaffen sollen. So haben im 19. Jahrhundert im Vorfeld der deutschen Reichseinigung Historiker erbittert darum gerungen, ihren Präferenzen einer ‚großdeutschen‘ bzw. ‚kleindeutschen‘ Lösung durch entsprechende Interpretationen der mittelalterlichen Reichspolitik historische Tiefe zu verleihen.³⁰ Wie wenig alterablierte Nationen auch in jüngerer Zeit vor der Versuchung historischer Manipulation gefeit sind, zeigte sich Mitte der 1980er Jahre in Frankreich, wo nicht allein rechte Kreise das Gedenken an die Thronbesteigung eines gewissen Hugo Capet, des ersten Kapetinger Herrschers, im Jahre 987 zum Anlass nahmen, das ‚tausendjährige Frankreich‘ zu feiern und sich dabei ihrer nationalen Identität zu versichern.³¹ Der ‚roman national‘, die in sich

29 So Hobbsbawm 1994, 49f.

30 Vgl. Brechenmacher 2003.

31 Los Angeles Times 20.9.1987.

scheinbar widerspruchsfreie nationale Meistererzählung, gehört zu den weltweit erfolgreichsten Geschichtskonstrukten.

Unser Bild der Geschichte ist mithin häufig nichts anderes als ein Spiegel unserer ideologischen Neigungen, unserer Interessen, Wünsche und Ängste.³² Das ‚Lernen aus der Geschichte‘ ist hier gar kein Lernen, sondern nur Selbsttäuschung oder – schlimmer noch – ein intellektueller Taschenspielertrick. Entsprechend ernüchtert stellte der französische Dichter, Philosoph und Essayist Paul Valéry denn auch 1931 fest:

„L’Histoire est le produit le plus dangereux que la chimie de l’intellect ait élaboré. [...] L’Histoire justifie ce que l’on veut. Elle n’enseigne rigoureusement rien, car elle contient tout, et donne des exemples de tout.“³³

Valérys Urteil ist ein Generalangriff auf die Geschichtswissenschaft. Ist diese, so betrachtet, wirklich nur ein Verfahren, um unsere eigenen (Vor-)Urteile durch das Sammeln historischer Beispiele zu zementieren? Die von uns angeführten Fälle zeigen, dass dies leider sehr oft der Fall ist. Manche Historiker – und darunter einige durchaus bedeutende – haben aus dieser ernüchternden Erfahrung die Konsequenz gezogen und der Beschäftigung mit der Geschichte jeglichen Lerneffekt abgesprochen. Vielleicht am plastischsten hat dieser Haltung der britische Historiker A. J. P. Taylor Ausdruck verliehen:

„In my opinion we learn nothing from history except the infinite variety of men’s behaviour. We study it, as we listen to music or read poetry, for pleasure, not for instruction.“³⁴

III.

Ist das Studium der Geschichte letztlich also reines *l’art pour l’art*, eine Beschäftigung allein um des Genusses willen? Soweit zu gehen sind wir nicht bereit. Die eigene Erfahrung jahrzehntelanger Forschung und Lehre hat uns vielmehr überzeugt, dass die Geschichtswissenschaft allen Risiken zum Trotz sehr wohl einen wesentlichen Beitrag zur Aufklärung, also zum „Ausgang der Menschheit aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Immanuel Kant) zu leisten vermag. Es ist allerdings ein recht mühseliger Weg,

32. Empirisch bestätigt wird dieser Eindruck u.a. durch eine Studie von May 1973. May untersucht darin diverse Fallbeispiele aus den Amtszeiten der Präsidenten Franklin D. Roosevelt, Truman, Kennedy und Johnson, die mit Lehren der Geschichte begründet wurden. Im Ergebnis kommt er zu der Vermutung, dass wohl keine der grundlegenden Entscheidungen anders ausgefallen wäre, wenn es keine Kenntnis der historischen Fälle gegeben hätte (S. 115).

33. „Die Geschichte ist das gefährlichste Produkt, das die Chemie des Intellekts hervorgebracht hat. [...] Die Geschichte rechtfertigt, was man will. Sie lehrt absolut nichts, denn sie enthält Alles und liefert für Alles Beispiele.“ Valéry 1931, 63–64.

34. Taylor 1993, 23. Für den Hinweis auf das Zitat danke ich meinem Kollegen Michael Jonas (Hamburg).

diesem Ziel – und damit zugleich dem an früherer Stelle zitierten Weisheitsideal Jacob Burckhardts – einige Schritte näher zu kommen. Worin besteht die Mühsal? Und worin besteht die Chance?

Wie gezeigt, umfasst unsere Vorstellung von ‚Geschichte‘ nicht die Gesamtheit der menschlichen Vergangenheit, sondern nur einen kleinen Ausschnitt von ihr. Aus der unendlichen Fülle vergangener Ereignisse lassen wir stets nur einen winzigen Teil als ‚historische‘ Tatsachen und Daten in unser Bewusstsein dringen. Die Auswahl solchermaßen privilegierter Tatsachen aber bemisst sich nach den Bedürfnissen der Gegenwart. Buchtitel wie „Geschichte ist immer Gegenwart“³⁵ bezeugen dies ebenso wie Benedetto Croce's vielzitiertes Satz „Alle Geschichte ist Zeitgeschichte“ („tutta la storia e storia contemporanea“). Eigene Erfahrungen, Beobachtungen, Interessen und Wünsche verändern unseren Blick auf die Vergangenheit und formen erst das, was wir als ‚Geschichte‘ begreifen. Anders ausgedrückt: Es gibt keine Geschichte ohne Gegenwart. Unser Sehen ist zwangsläufig perspektivisch, unser Erkennen immer auf etwas gerichtet.³⁶ Somit ist auch das, was ‚Geschichte‘ ist, stets von uns und unseren sich wandelnden Perspektiven abhängig. (Wer sich zum Beispiel einmal der Mühe unterzieht, die bislang 35 Auflagen des seit 1863 erscheinenden ‚Großen Ploetz‘ miteinander zu vergleichen, wird schnell der gewaltigen Veränderungen gewahr, welche das Bild ‚der Geschichte‘ über anderthalb Jahrhunderte gemäß den von Generation zu Generation sich wandelnden Perspektiven durchlaufen hat.)³⁷ Für das, was wir ‚Geschichte‘ nennen gilt also in besonderem Maße, was Werner Heisenberg einst für die physikalische Welt so formuliert hat: „Die Wirklichkeit, von der wir sprechen können, ist nie die Wirklichkeit an sich, sondern eine gewusste Wirklichkeit oder sogar in vielen Fällen eine von uns gestaltete Wirklichkeit.“³⁸

Aus dieser Einsicht folgt, dass nicht nur der Blick auf die Geschichte unser Verständnis der Gegenwart beeinflusst, sondern *vice versa* auch dieses unser Bild der Geschichte konditioniert. Vieles Beispiele belegen dies: So sind globalgeschichtliche Ansätze in der Geschichtswissenschaft nicht zufällig in dem Maße modern geworden³⁹, in dem die Globalisierung unserer Welt zur dominierenden Alltagserfahrung wurde. Der fortschreitende europäische Einigungsprozess stimulierte die Forschung über „Historische Dimensionen Europäischer Integration.“⁴⁰ Die europäische Kolonialgeschichte wird anders geschrieben, seit der Kampf gegen Rassismus zu einem breiten zivilgesellschaftlichen Anliegen geworden ist. Auch ist die Zahl der Studien zur Klima- und Umweltgeschichte stark angewachsen, seit sich die Menschheit mit diesbezüglichen Krisen verstärkt kon-

35 Baberowski/Conze (Hrsg.) 2001.

36 Vgl. Nietzsche 1973b, 256f.

37 Der Große Ploetz 2008. Die Erstausgabe von Karl Julius Ploetz erschien 1863 unter dem Titel „Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte“. Die Titel wechselten in der Folgezeit verschiedentlich.

38 Heisenberg 1989, 59.

39 So z.B. stand der Deutsche Historikertag des Jahres 2000 unter dem Motto: „Eine Welt – eine Geschichte?“. Vgl. auch Conze 2001, 43–65.

40 So z.B. der Titel einer seit 1996 im Nomos Verlag (Baden-Baden) erscheinenden Schriftenreihe.

frontiert sieht.⁴¹ Die ‚Spanische Grippe‘ war, obgleich sie zwischen 1918 und 1920 weltweit im Vergleich zum Ersten Weltkrieg ein Mehrfaches an Todesopfern forderte, noch vor zehn Jahren allenfalls einigen Fachhistorikern ein Begriff. Heutzutage, im Zeichen der Corona-Pandemie, ist sie ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gerückt.

Selbst innerhalb längst etablierter historischer Themenfelder sind es regelmäßig Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart, welche den Blick bestimmen. So etwa erfuhr die Osteuropageschichte durch den Zusammenbruch der Sowjetunion und der durch sie diktierten Ordnung einen wahren Paradigmenwechsel, der mit ganz neuen Fragestellungen und Erkenntnismöglichkeiten einherging. In der alten Bundesrepublik hatte jahrzehntelang die aktuelle Sorge um die Stabilität der Bonner Demokratie („Ist Bonn Weimar?“) dazu geführt, dass sich Publizistik und Historiographie zur Weimarer Republik vornehmlich für die Ursachen ihres Scheiterns interessierten, ja die erste deutsche Demokratie als solche fast ausschließlich unter diesem Aspekt wahrnahmen. Auch in der Historiographie zum deutschen Kaiserreich spiegeln sich nach wie vor gegenwärtige Befindlichkeiten: In einer 2021 in der ‚ZEIT‘ ausgetragenen Debatte über die Geschichte des deutschen Kaiserreichs warnte zum Beispiel Eckart Conze davor, dass durch eine allzu starke Betonung der Modernität der Wilhelminischen Gesellschaft „die kritische Distanz“ zum damaligen Obrigkeitsstaat verloren gehen könne, die doch „ein wichtiger Indikator der politischen und kulturellen Liberalisierung der Bundesrepublik“ gewesen sei und handelte sich damit prompt als Kritik die polemische Frage ein: „Darf man der deutschen Öffentlichkeit neuere Erkenntnisse über das Kaiserreich zumuten, die ein komplexeres Bild zeichnen? Oder relativiert das die deutsche Schuld am Nationalsozialismus?“⁴²

Für die Aufarbeitung der NS-Geschichte gilt erst recht, was sich von der Beschäftigung mit dem Kaiserreich, der Weimarer Republik, aber auch mit älteren Themen wie der preußischen Geschichte oder der Biographie Martin Luthers sagen lässt. Fast keine der großen fachwissenschaftlichen, geschweige denn öffentlichen Debatten wurde geführt, ohne dass nicht von mindestens einer Seite der Vorwurf einer in Hinblick auf die Gegenwart gefährlichen Verharmlosung Hitlers und seines Regimes erhoben wurde. Im Anfang der 1980er Jahre erbittert geführten Historikerstreit über die Stellung des Diktators im ‚Führerstaat‘⁴³ warfen sich ‚Intentionalisten‘ und ‚Funktionalisten‘ gar wechselseitig Verharmlosung vor: Während erstere vor einer Marginalisierung Hitlers warnten, fürchteten letztere, durch eine Überbetonung seiner individuellen Rolle den Blick für die strukturelle Gefährdung der Gesellschaft durch den Rechtsradikalismus zu trüben.

Solcherart Gegenwartsbezug gilt gemeinhin als erstrebenswert. Nicht erst Geschichtsdidaktiker unserer Tage sehen in ihm ein Kriterium von zentraler Bedeutung, um das Lernwürdige der Vergangenheit vom Lernunwürdigen zu trennen. Bereits Nietzsche hatte, sich auf Goethe berufend, historische Bildung als „Schaden, Gebreite und Mangel“ kritisiert, insoweit sie nur „Belehrung ohne Belebung“ sei, und gefordert: „Nur soweit

41 Vgl. beispielhaft Gerste 2015 sowie Bork 2020.

42 Conze 2021, 17 sowie Richter 2021.

43 Vgl. die zentralen Beiträge der Debatte in Hirschfeld 1981.

die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen.“⁴⁴ Der hier geforderte Bezug der Geschichte zum aktuellen Leben und seinen Herausforderungen ist vom Grundsatz her mit Sicherheit sinnvoll, weil er neue Perspektiven auf die Vergangenheit eröffnet und ihr eben dadurch zugleich neue Deutungsangebote in Hinblick auf die Gegenwart entlocken kann. Die Gefahr eindimensionalen Lernens mit entsprechend fragwürdigen Rückkopplungen besteht freilich auch hier. Sie ist offenbar dort am größten, wo aus der Vergangenheit abgeleitete – oftmals durchaus vernünftige – Lehren in geschichtspolitische Normen umgeformt werden, die dann ihrerseits unseren Blick auf die Geschichte dominieren. Charakteristisch dafür ist z.B. eine 2018 aus Anlass der einhundertjährigen Wiederkehr des Weltkriegsendes veranstaltete Fernsehdiskussion. In ihr entfaltete Gerd Krumeich seine These, wonach der sog. ‚Dolchstoßlegende‘ wohl durchaus ein wahrer Kern innewohne. Jörn Leonhard, ein nicht minder renommierter Weltkriegshistoriker, versuchte daraufhin, diese These u.a. durch den Vorwurf zu entkräften, dass sich Krumeich mit ihr zum „historischen Anwalt“ derjenigen mache, die im Herbst 1918 und Sommer 1919 die politische Kultur der Weimarer Republik vergiftet hätten, indem sie die Dolchstoßlegende als Entlastungsnarrativ erfanden.“⁴⁵ Leonhards ‚Argumentation‘ (wenn man sie denn überhaupt als solche bezeichnen will) ist aus offenkundigen Gründen heuristisch irrelevant, doch bedient sie ein verbreitetes Bedürfnis nach politischer Korrektheit.

Die Neigung, historische Einsichten je nach gegenwärtiger Befindlichkeit zu gewichten, sie gegebenenfalls zu relativieren oder sich ihnen ganz zu verweigern, ist vor allem im tagespolitischen Diskurs häufig anzutreffen. Anschauungsmaterial dafür bietet z.B. ein Skandal, den im Juni 1983 der damalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler mit einer Bundestagsrede zur Verteidigung des damals hochumstrittenen NATO-Doppelbeschlusses auslöste. Bezugnehmend auf die ‚Grünen‘, aus deren Reihen vor einem „atomaren Auschwitz“ gewarnt worden war, erklärte er:

„Der Pazifismus der 30er Jahre, der sich in seiner gesinnungsethischen Begründung nur wenig von dem unterscheidet, was wir in der Begründung des heutigen Pazifismus zur Kenntnis zu nehmen haben, dieser Pazifismus der 30er Jahre hat Auschwitz erst möglich gemacht.“⁴⁶

Dieser Feststellung schloss sich ein Tumult im Plenum an, der auch nicht abebbte, nachdem der Redner klargestellt hatte, dass er mit seiner Äußerung natürlich nicht auf die vom NS-Regime verfolgten deutschen Pazifisten, sondern auf die pazifistische Stimmung in Großbritannien angespielt habe. Noch wochenlang sollte Geißlers vermeintlich infame Behauptung die Öffentlichkeit beschäftigen. Im von uns diskutierten Zusammenhang ist das insofern bemerkenswert, als die Feststellung, grob verkürzt zwar und polemisch zugespitzt, einen kaum bestreitbaren Sachverhalt zum Ausdruck brachte: Die britische

44 Nietzsche 1973a, 113.

45 „History Live: 1918 Schicksalsjahr für Deutschland und die Welt“ (www.youtube.com/watch?v=x-RxgmivKS8; aufgerufen am 20.3.2021).

46 Deutscher Bundestag 15.6.1983, 755.

Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit, geprägt durch die Erfahrung des Ersten Weltkriegs, stand bis 1938 tatsächlich jeglicher Form von Kriegsvorbereitung überwiegend skeptisch bis ablehnend gegenüber, erschwerte so eine Politik rechtzeitiger glaubhafter Abschreckung gegenüber Hitler und war damit zumindest indirekt eine der Ursachen dafür, dass der deutsche Diktator seine Eroberungs- und Vernichtungspolitik erfolgreich ins Werk setzen konnte. Diesen offensichtlichen Zusammenhang waren die Kritiker Geißlers im Umfeld der ‚Friedensbewegung‘ 1983 bereit, rundheraus zu leugnen, sei es, weil sie ihre eigene pazifistische Grundüberzeugung infrage gestellt glaubten, sei es, weil sie ihre ablehnende Haltung gegenüber dem NATO-Doppelbeschluss durch den CDU-Generalsekretär diskreditiert sahen.

Der hier skizzierte Fall zeigt einmal mehr, wie historische Sachverhalte für politische Zwecke instrumentalisiert werden, und wie sich durch solche Instrumentalisierung zugleich der Blick auf eben diese Sachverhalte verzerrt. ‚Weisheit‘ im Sinne Burckhardts entsteht daraus sicherlich nicht. Abseits des politischen Streits hingegen, also immer dann, wenn nicht die Wirkung von Argumenten zählt, sondern nur deren Qualität, kann es durchaus zu einem fruchtbaren Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart kommen. Dabei gibt die Gegenwart die Fragen vor, die wir an die Vergangenheit richten, während diese uns Deutungsoptionen zur Beurteilung gegenwärtiger Phänomene an die Hand gibt. So etwa gewinnt, wer sich ernsthaft mit historischer Kriegsursachenforschung beschäftigt, unter Umständen eine Vorstellung vom Möglichkeitsraum, aus welchem heraus auch heute Kriege entstehen können. Wer das Scheitern von Demokratien in der Geschichte umfassend studiert, bekommt ein Gefühl für die Gefahren, die dieser Regierungsform nach wie vor drohen können. Und wer der Entwicklung von Epidemien und Pandemien in der Vergangenheit nachgeht, mag zu Einsichten über die Verlaufsmuster aktuell grassierender Infektionskrankheiten kommen. Das heißt allerdings nicht, dass das Studium der Geschichte klare Antworten auf die Herausforderungen der Gegenwart liefert. Der Lord Byron zugeschriebene Satz „The best prophet of the future is the past“ beruht denn auch auf einem fundamentalen Missverständnis, dem leider immer wieder sogar Historiker erliegen, die es eigentlich besser wissen müssten. Von Massenmedien als sogenannte ‚Experten‘ eingeladen, um aufgrund ihrer Kenntnis der Geschichte zukünftige Entwicklungen zu prognostizieren, scheitern sie, wie mir scheint, nicht seltener als Menschen ohne vertiefte historische Kenntnisse. Insofern erscheint auch ungewiss, ob es um die amerikanische Außenpolitik in Zukunft wirklich besser bestellt wäre, wenn das Weiße Haus von einem ständigen ‚*Council of Historical Advisers*‘ beraten würde, wie dies anlässlich der Präsidentschaftswahl 2016 zwei Harvard-Historiker des Landes in einem Manifest forderten.¹⁷

Dessen ungeachtet kann historische Erkenntnis bei der Einschätzung aktueller Probleme aber durchaus hilfreich sein. Die Kenntnis historischer Muster und möglicher Entwicklungsspektren schult in der Regel das realistische Beurteilungsvermögen, schärft den Blick für Chancen und Risiken und lehrt nicht zuletzt die Einsicht in die Grenzen des Möglichen. Sie vermag all dies umso eher, je mannigfacher die Perspektiven sind, unter

¹⁷ Allison/Ferguson, „*Applied History Manifesto*“ (www.belfercenter.org/publication/applied-history-manifesto – aufgerufen am 11.3.2021).

denen wir Gelegenheit haben, die Vergangenheit zu studieren. Denn erst die Vielfalt der Blickwinkel bewahrt uns davor, letztlich nur unsere eigenen vorgefassten Meinungen und Urteile auf die Geschichte zu projizieren und so den Gefahren eindimensionalen Lernens zu erliegen. Solche Vielfalt verlangt allerdings zweierlei: Zum einen intellektuelle Offenheit von denjenigen, die sich mit Geschichte beschäftigen. Was für Reisen in ferne Länder gilt, gilt nämlich auch für Reisen in *zeitlich* ferne Regionen: Lernen tut nur, wer bereit ist, das Andersartige im Anderen auch zu sehen und zu akzeptieren. Die zweite Bedingung betrifft das äußere Umfeld, also den politischen und gesellschaftlichen Rahmen, innerhalb dessen wir uns mit der Vergangenheit auseinandersetzen. Er muss die erwähnte Mannigfaltigkeit der Zugänge zur Geschichte gewährleisten. Eine staatlich gelenkte Geschichtswissenschaft ist daher gar keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne, auch wenn sie sich als solche geriert. Es bedarf leider nicht einmal diktatorischer oder autokratischer Verhältnisse, um Vielfalt zu gefährden. Genügen mag dazu bisweilen der durch nationale Mythen, ideologische Konformität oder politische Korrektheitspraktiken eingeengte historische Diskurs in prinzipiell demokratischen Gesellschaften. Tendenzen solcher Einengung sind auch in westlichen Gesellschaften, in den USA wie in Europa, unüberschbar. Umso nachdrücklicher ist daher daran zu erinnern: Für fruchtbares Lernen aus der Geschichte ist die offene Gesellschaft eine unabdingbare Voraussetzung. Erst das Wechselspiel aus Spruch und Widerspruch schafft jene Gemengelage, aus der Einsicht, Erkenntnis, vielleicht sogar Weisheit erwachsen können.⁴⁸ Allzu breiter Konsens hingegen – einerlei, ob freiwillig oder politisch erzwungen – behindert das lebendige Wechselspiel zwischen Gegenwart und Vergangenheit und erschwert es, aus Geschichte zu lernen.

IV.

Was also bleibt als Fazit? Das Ergebnis unserer Überlegungen lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen:

1. Die Frage nach dem ‚Lernen aus der Geschichte‘ ist ohne nähere Erläuterung mehrdeutig und produziert allein darum schon unterschiedliche, oft gegensätzliche Antworten, deren Richtigkeit sich jeder Überprüfung entzieht. Insoweit stellt sie ein pseudophilosophisches Scheinproblem dar, auf das eine allgemeingültige Antwort schlechterdings nicht erwartet werden kann.
2. Die Vergangenheit hält aus sich heraus keine Lehren bereit. Sie erteilt keine Ratschläge zur Zukunftsgestaltung. Natürlich kann – zumindest in einer offenen Gesellschaft – Jedermann aus dem, was er bzw. sie für ‚die Geschichte‘ hält, Konsequenzen ziehen, wie immer er/sie es will. Ob diese Folgerungen dann das sind, was andere

⁴⁸ Dazu gehört für die historischen Wissenschaften auch, in medial vermittelte oder erst inszenierte Debatten einzugreifen, die sich auf überholte, unvollständige oder verfälschte Wissensbestände berufen und eine rationale Debatte kontrovers beurteilter Sachverhalte erschweren oder unmöglich machen.

Zeitgenossen oder gar Nachgeborene als ‚Lehren der Geschichte‘ zu akzeptieren bereit sind, steht auf einem ganz anderen Blatt.

3. Der Sinn der Geschichte ist allein der, den wir ihr verleihen. So gesehen sind also erst wir Nachgeborene es, die die Geschichte ‚machen‘, und indem wir sie machen, neigen wir dazu, in sie hineinzuinterpretieren, was wir anschließend als ‚Lehren‘ aus ihr herauslesen. Daher überrascht auch nicht, dass ein und dasselbe historische ‚Lehrbeispiel‘ unterschiedliche Menschen immer wieder zu unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Schlussfolgerungen kommen lässt.
4. Der erfolgreiche Lernprozess verläuft als wechselseitiger Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Unser Bild der Geschichte beeinflusst unser Verständnis der Gegenwart und wird zugleich von ihm beeinflusst. Je offener dieser Dialog geführt wird, desto größer ist der Erkenntnisgewinn.
5. Der Erkenntnisgewinn der Geschichte beschert kein Zukunftswissen. Er kann allenfalls eine Ahnung vom Möglichkeitsraum zukünftiger Entwicklungen vermitteln.
6. Der Historiker taugt nicht zum Propheten.

Literatur

- Allison, Graham; Ferguson, Niall: „*Applied History Manifesto*“ (www.belfercenter.org/publication/applied-history-manifesto – aufgerufen am 11.3.2021).
- Assmann, Aleida: *Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte*, München 2018.
- Baberowski, Jörg; Conze, Eckart u.a., *Geschichte ist immer Gegenwart. Vier Thesen zur Zeitgeschichte*, Stuttgart, München 2001.
- Bork, Hans-Rudolf: *Umweltgeschichte Deutschlands*, Heidelberg 2020.
- Bouverie, Tim: *Appeasing Hitler. Chamberlain, Churchill and the Road to War*, London 2019.
- Brechenmacher, Thomas: *Wie viel Gegenwart verträgt historisches Urteilen? Die Kontroverse zwischen Heinrich von Sybel und Julius Ficker über die Bewertung der Kaiserpolitik des Mittelalters (1859–1862)*, in: Ulrich Muhlack (Hrsg.): *Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert*, Berlin 2003, 87–112.
- Burckhardt, Jacob: *Weltgeschichtliche Berrachtungen*, hrsg. von Rudolf Marx, Leipzig 1935.
- Chapoutot, Johann: *Der Nationalsozialismus und die Antike*, Darmstadt 2014.
- Conze, Eckart: *Nationale Vergangenheit und globale Zukunft*, in: Jörg Baberowski, Conze, Eckart u.a., *Geschichte ist immer Gegenwart. Vier Thesen zur Zeitgeschichte*, Stuttgart, München 2001, 43–65.
- Conze, Eckart: *Wilhelms Reich in neuem Glanz*, in: *DIE ZEIT*, Nr. 2, 7.1.2021.
- Demandt, Alexander: *Klassik als Klischee. Hitler und die Antike*, in: Ders., *Sieben Siegel. Essays zur Kulturgeschichte*, Köln 2005, 248–274.
- Der Große Ploetz: *Die Enzyklopädie der Weltgeschichte*, 35. Auflage, Göttingen 2008.

- DER TAGESSPIEGEL vom 14.5.1999: „Fischer redet Grünen erfolgreich ins Gewissen: Parteitag billigt Kosovokurs der Regierung“ (www.tagesspiegel.de/politik/fischer-redet-gruenen-erfolgreich-ins-gewissen-parteitag-billigt-kosovo-kurs-der-regierung/78022.html – aufgerufen am 3.12.2020).
- Deutscher Bundestag, 10. Wahlperiode, Protokoll der 13. Sitzung vom 15.6.1983.
- Los Angeles Times, 20.9.1987: France Becomes 1.000 Years Old and Nearly all Gaul Is Now United (www.latimes.com/archives/la-xpm-1987-09-20-op-9113-story.html – aufgerufen am 3.3.2007).
- Gerste, Ronald D.: Wie das Wetter Geschichte macht. Katastrophen und Klimawandel von der Antike bis heute, Stuttgart 2015.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Die Philosophie des Rechts: die Mitschriften Wannenmann und Homeyer, hrsg. von Karl-Heinz Ilting, Stuttgart 1983.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, (Hegel, Vorlesungen Bd. 12), hrsg. von Karl Heinz Ilting (u.a.), Hamburg 1996.
- Heisenberg, Werner: Ordnung der Wirklichkeit, München 1989.
- Hirschfeld, Gerhard; Kettenacker, Lothar (Hrsg.): Der „Führerstaat“: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart 1981.
- „History Live: 1918 Schicksalsjahr für Deutschland und die Welt“ (www.youtube.com/watch?v=x-RxgmivK8; aufgerufen am 20.3.2021).
- Hitler, Adolf: Mein Kampf. Zwei Bände in einem Band, ungekürzte Ausgabe, 56. Auflage, München 1933.
- Hobsbawm, Eric: Die Erfindung der Vergangenheit, in: DIE ZEIT, 9.9.1994.
- Jochmann, Werner (Hrsg.): Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims, Hamburg 1980.
- Kennedy, John F.: Why England slept, New York 1940.
- Kissinger, Henry: Das Gleichgewicht der Großmächte. Metternich, Castlereagh und die Neuordnung Europas, 1812–1822, Zürich 1986.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb: Die deutsche Gelehrtenrepublik, in: Klopstocks sämtliche Werke Bd. 8, Stereotyp-Ausgabe, Leipzig 1839.
- Koerber-Stiftung: „Deutsche wollen aus der Geschichte lernen“, Meldung der Koerber-Stiftung vom 28.9.2017 (<https://www.koerber-stiftung.de/geschichtswettbewerb/news-detailsseite/deutsche-wollen-aus-geschichte-lernen-1143>; aufgerufen am 2.2.2021).
- Koselleck, Reinhart: Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte, in: Ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979, 38–66.
- Koselleck, Reinhart: Lernen aus der Geschichte Preußens? in: Ders., Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten, hrsg. von Carsten Dutt, Berlin 2014, 151–174.
- Lange, Sven: Klio in Wehr und Waffen. Vom militärischen Nutzen der Geschichte, in: Frank Hagemann, Sven Lange (Hrsg.), Geschichtsbewusstsein als Kernkompetenz. Historische Bildung in der Bundeswehr, Potsdam 2020, 25–53.
- Macgregor, Douglas: Margin of Victory. Five Battles That Changed the Face of Modern War, Annapolis 2016.

- May, Ernest R.: „Lessons“ of the Past. The Use and Misuse of History in American Foreign Policy, New York 1973.
- Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen, Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: Friedrich Nietzsche, Werke in zwei Bänden, Bd. 1, 2. Aufl., München 1973, 113–174. (Nietzsche 1973a)
- Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral, Dritte Abhandlung: Was bedeuten asketische Ideale? Kapitel 12, in: Friedrich Nietzsche, Werke in zwei Bänden, Bd. 2, 2. Aufl., München 1973, 256f. (Nietzsche 1973b)
- Nowosadtko, Jutta: Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002.
- Record, Jeffrey: Making War, thinking History. Munich, Vietnam, and the presidential uses of force from Korea to Kosovo, Annapolis, MD 2002.
- Richter, Hedwig: Nicht nur tumbe Untertanen, in: DIE ZEIT, Nr. 4, 21.1.2021.
- Seche, Paul: In Rußland untergegangen. Das Schicksal der „Großen Armee“: in: DIE ZEIT Nr.15/ 1964 (<https://www.zeit.de/1964/15/in-russland-untergegangen/komplet-tansicht>; aufgerufen am 10.2.2021).
- Stedman, Andrew D.: Alternatives to Appeasement. Neville Chamberlain and Hitler's Germany, London 2011.
- Steinmeier, Frank-Walter: Interview „Ukraine: Diplomatie ist nicht Appeasement“, in: ‚Vorwärts‘ vom 24.9.2014 (www.vorwaerts.de/artikel/ukraine-diplomatie-appeasement; aufgerufen am 3.3.2021).
- Taylor, A.J.P.: The Radical Tradition. Fox, Paine, and Cobbett, in: Ders., The Trouble Makers: Dissent over Foreign Policy, 1792–1939. London 1993, 11–39.
- Thumann, Michael: Geschichte als Waffe, in: DIE ZEIT, Nr. 42, 8.10.2020. (Thumann 2020a)
- Thumann, Michael: Der neue Nationalismus. Die Wiederkehr einer totgeglaubten Ideologie, Berlin 2020. (Thumann 2020b)
- Tucholsky, Kurt: Vorwärts–!, in: Die Weltbühne, 22.1, 1926, 1–4.
- Valéry, Paul: De L'Histoire, in: Ders., Regards sur le monde actuel, Paris 1931, 63–69.
- Van der Pot, Johan Hendrik Jacob: Sinndeutung und Periodisierung der Geschichte. Eine systematische Übersicht der Theorien und Auffassungen, Leiden 1999.
- Webster, Charles: The Congress of Vienna: 1814 – 1815. Published for the Historical Section of the Foreign Office, Oxford 1919.
- Wegner, Bernd: Wiederholt sich die Geschichte? Der Ukraine Konflikt und die europäische Krise der 1930er Jahre, in: Meinolf Arens, Roy Knocke (Hrsg.), Im Angesicht neuer Gewalt. Ausgewählte Beispiele aus der Ukraine, dem südöstlichen Europa und dem Kaukasus, Potsdam 2022, 13–30.
- Weizsäcker, Richard von: „Geschichte, Politik und Nation“, Vortrag auf dem 16. Internationalen Kongress der Geschichtswissenschaften in Stuttgart, 25. August 1985.
- Winkler, Heinrich August: Einleitung, in: Ders. (Hrsg.): Der Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland, Göttingen 2004, 7–13.

Winkler, Heinrich August: Was heißt: aus der deutschen Geschichte lernen? (https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/2017/vortrag-winkler.pdf?__blob=publicationFile&v=1; aufgerufen am 11.6.2021).

Young, Robert J.: *In Command of France. French Foreign Policy and Military Planning, 1933-1940*, Cambridge, Mass. 1978.